

Hermann Kesten

# Dichter im Café



Hermann Kesten  
**Dichter im Café**

Mit einem Nachwort von Hermann Glaser

ars vivendi

*Dichter im Café* erschien erstmals 1959 im Verlag Kurt Desch.

1. Auflage dieser Klappenbroschur-Ausgabe 2022

(2. Auflage der ars vivendi-Ausgabe)

ars vivendi verlag GmbH & Co. KG, Bauhof 1, 90556 Cadolzburg

Alle Rechte vorbehalten

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

© by Hermann Kesten Erben

Nachwort © 2015 by ars vivendi verlag GmbH & Co. KG

Umschlaggestaltung: Sandra Frick, ars vivendi unter

Verwendung eines Fotos von © Horst Friedrichs

Druck: BookPress, Olsztyn

Printed in the EU

ISBN 978-3-7472-0335-4

# Dichter im Café

# Inhalt

Vorwort	9
Paris	18
London	82
Rom	294
New York	325
Wien	355
München	378
Berlin	395
Epilog	417
Nachwort von Hermann Glaser	418

# Vorwort

Ich habe einen guten Teil meines Lebens im Kaffeehaus verbracht, und ich bedauere es nicht. Das Kaffeehaus ist ein Wartesaal der Poesie. Das Beste am Kaffeehaus ist sein unverbindlicher Charakter. Da bin ich in einer Gesellschaft, und keiner kennt mich. Man redet, und ich brauche nicht zuzuhören. Ich sehe einen nach dem andern an und erkenne alle. Für mich agieren sie wie Komödianten. Wenn mir der erste Beste mißfällt, greife ich nach meinem Hut und gehe ins nächste Kaffeehaus.

Zuweilen stattete ich mir selber einen Besuch im Kaffeehaus ab. Manchmal gehe ich in ein halbes Dutzend Kaffeehäuser, ehe ich mich finde. Ringsum sind Spiegel mit zahlreichen gespiegelten Spiegeln, ich nicke meinem Bilde zu und sage: Guten Abend, alter Freund!

Wenn ich in Laune bin, ziehe ich mein altes Schulheft und einen Bleistift aus der Tasche, beginne zu schreiben und vergesse alle, die Kellner, die Gäste und mich. Das Kaffeehaus wird mein Parnaß. Ich bin Apoll. Ich schlage die Leier.

Oft leiht mir das Kaffeehaus eine geheime Unabhängigkeit. Ich bin der Fremde in einer Stadt, wo jeder jeden kennt. Ich bin der Gast an einem Ort, wo jeder andre zu Hause ist.

Für wenig Geld setze ich mich an einen Tisch, der mir nicht gehört, neben fremde Menschen, die nichts mit mir verbindet, ich nehme einen Schluck oder esse einen Bissen und beobachte das leidenschaftliche Getümmel auf den Straßen und den Gesichtern. Ich sehe in einer Stunde ein Dutzend Komödien und höre ein Echo von Tragödien, die keiner schreibt.

Ein großer Teil des Lebens hat Platz im Kaffeehaus, von der Liebe zum Tod, vom Spiel zum Geschäft, nur leiht das Café dem großen Publikum die falsche Leichtigkeit eines Balletts. Die meisten Leute gehn ins Café wie auf Urlaub vom täglichen Leben.

Als Kind lernte ich im Café den Witz der Deutschen kennen. Mein Vater, der täglich mit dem beschäftigten Ernst ins Kaffeehaus eilte, den andere in ihrem Büro zeigen, nahm zuweilen uns Kinder in sein Stammcafé mit. Der Kellner kannte meinen Geschmack. Er brachte, ohne lang zu fragen, eine Melange, eine Schokoladentorte und einen Packen Witzblätter, den *Simplicissimus*, die *Jugend*, den *Kladderadatsch*, die *Meggendorfer Blätter*, den *Ulk*, ferner Maximilian Hardens *Zukunft* und *Die Fackel* von Karl Kraus, die der Kellner gleichfalls für Witzblätter hielt.

Dort begegnete ich zuerst den modernen deutschen Dichtern, teils schrieben sie in den Witzblättern, teils schrieben die Witzblätter über sie, einige wie Ludwig Thoma, Thomas Mann oder Jakob Wassermann waren sogar Witzblattredakteure.

Damals blickte ich noch zum Tischrand empor, ein Bübchen von sechs oder neun Jahren. Ehe ich die moderne deutsche Literatur ernst nehmen konnte, lachte ich bereits im Café über sie oder mit ihr.

Schon als Gymnasiast begann ich, allein ins Café zu gehn, jeden Mittwochnachmittag, mit Erlaubnis des Rektors vom Melanchthongymnasium. Er hatte nach einem inquisitorischen Rundgang durch die Kaffeehäuser von Nürnberg das solideste für uns Schüler der Sekunda und Prima ausgesucht, nach langen moralischen Erörterungen mit dem Cafetier, der uns vor den zahllosen Anfechtungen des Kaffeehauslebens behüten sollte.

Im Vorderraum saßen lustlose Familien, mit Herzen aus Kattun und grellgefärbten Gesinnungen. Im Hinterzimmer stand ein Billard, das unser Schulfreund Richard Schrotter, rosig wie ein Mädchen, das nicht das Herz hat, ein Gänseblümchen zu pflücken, tödlich verwundete, wie ein junger Torero seinen ersten Stier.

Nach dem Abitur ging ich ohne Erlaubnis ins Café, in alle Sorten Cafés, wo Spieler saßen, Liebespaare oder Emigranten, Maler und Poeten, Homosexuelle und dekolletierte Mütter mit Töchtern, die sie an den Mann bringen wollten. Ich saß in Strandcafés, Waldcafés,

Weincafés, in Café-Restaurants und Kabarettcafés, im *bal musette* und in revolutionären Cafés, wo die Spitzel Kopf an Kopf saßen, in Verbrecherkaschemmen und im *Café de Paris*, in Zeitungskaffeehäusern, in Cafés, wo nur Herren, in Cafés, wo nur Damen liebten, und in Troglodytencafés im Süden von Tripolitanien, die mit dem billigsten Bordellbetrieb der Welt verbunden waren.

Was habe ich nicht alles in Kaffeehäusern erlebt! Ich spielte Schach im *Café Hauptwache* in Frankfurt. In Marrakesch deutete mir ein Schlangenbeschwörer die Zukunft. Im *Café Royal* in London aß ich Austern und Kaviar mit proletarischen Schriftstellern. Im *Café Rotonde* am Montparnasse saß ich an einem Silvesterabend zwischen zwei deutschen Dichterinnen im Exil, eine war aus Köln, die andre aus Mainz; die Irmgard Keun sagte zu jedem am Tisch: Küß mich auf den Mund (sie sprach es »Mond« aus) und wollte, wir sollten alle einen fremden Herrn vom Nebentisch an seinem schwarzen Vollbart berühren, das bringe uns Glück, indes die Anna Seghers verstört in den zahlreichen wandhohen Kaffeehausspiegeln imaginäre oder reelle Spitzel verfolgungswahnsinniger Diktatoren suchte, jenes Diktators, vor dem sie zitternd geflohen, und jenes, den sie zitternd anbetete. Drei Tische weiter saß Joseph Roth und machte gleichzeitig einer bayerischen Gräfin und deren Tochter den Hof, der Dichter blickte grimmig, die Komtesse lachte laut, die Gräfin sprach zu Roth und musterte uns.

Ich saß in Brüssel im Café, an der Place Brouckère, und ein Mann, den ich nicht kannte, hatte sich an meinen Tisch gesetzt, ohne mich zu fragen, und mir befohlen, mit ihm zu sprechen, und als ich ihn auslachte und ihm den Rücken zukehrte, hatte er mit der ruhigsten Stimme der Welt gesagt, wenn ich ihm nicht sofort eine Geschichte erzählte, würde er mich leider niederschließen müssen, es mache ihm nichts aus, denn sein Leben hänge davon ab, daß ich zu ihm spreche, und wenn er durch meine Schuld sterben müsse, nur weil ich ihm eine so unschuldige Bitte nicht gewähre, so ziehe er vor, mit einem blutigen Knalleffekt aus der Welt zu gehen. Da es an allen öffentlichen

Orten viele Verrückte gibt, wandte ich mich ihm wieder zu und begann, ihm eine Geschichte zu erzählen, bald lachten wir beide Tränen, er klopfte mich auf die Schulter vor Vergnügen. Ich hatte meine Geschichte kaum beendet, da standen schon zwei Männer links und rechts von ihm, mit autoritären nackten Gesichtern und verhaftungsfrohen Händen, mein Zuhörer erbleichte und errötete, dann ging er, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, zwischen den Fremden fort, ein Verrückter zwischen Irrenwärtern, ein Verbrecher zwischen Detektiven, ein Kronprinz zwischen Erziehern, ein Kommunist zwischen zwei aufsichtführenden Parteifreunden? Ich werde es nie erfahren. Leider habe ich auch meine lustige Geschichte vergessen; oder lachten wir beide nur aus Angst?

Schon damals ging ich hauptsächlich ins Café, um zu schreiben. Erst ging ich natürlich spazieren, ein Peripatetiker, ein Akademiker wie jene Schüler des Aristoteles, und formulierte Verse, Dialoge, Szenen und ganze Prosaseiten, bis jedes Wort festgefügt wie ein Ziegelstein im Mauerwerk saß, dann setzte ich mich in mein Café und schrieb alles auf, als läse ich es aus eines andern Buch ab.

Ich schrieb auch auf Bahnhöfen und Schiffen, auf Moosbänken und Sandbänken am Meer, bei Mondschein, im Park und im Wartezimmer meiner Zahnärzte, sogar zu Hause zwischen meinen Büchern oder im Bett; fast jedes Lokal ward mir zum Café, ich saß ins Schreiben versunken, zwischen müßigen Menschen, die mir zuschauten, oder zwischen Wolken, Wipfeln und Wellen.

Im Café betrog ich den Müßiggang der andern mit meiner Arbeit. Ich sah wie ein Müßiggänger aus, aber neben mir zwitscherten die jungen Mädchen wie Stare. Wenn ich auf der Straße an einem der ausgesetzten Kaffeehaustische saß, wehte derselbe Wind durchs schmachtende Laub der Bäume am Straßenrand und durch die Seiten meines Schreibheftes. Die gleichen Autos fuhren an mir und meinen Figuren vorüber. Wenn das Liebespaar in meinem Roman verstummte, begann das Liebespaar am Nebentisch zu reden.

Ich saß vor der Tanzfläche in den Tanzcafés, und die Liebespaare tanzten im Tangorhythmus in meinen Roman hinein oder entstiegen meinem Heft wie einem Taxi und setzten sich an meinen Tisch und stritten mit mir und untereinander. Ich drohte, ich würde sie vor dem letzten Kapitel sterben lassen, aber sie seufzten nur und tranken Likör und kosten im Zank und zankten kosend.

Zuweilen legte ich hastig den Bleistift zwischen die Seiten meines Schreibheftes und tanzte mit einem der Mädchen, die mit einsamen Augen herumsaßen, als wüßten sie, daß keiner sie heiraten würde. Ich tanzte mit dem Fräulein ein paarmal herum und sprach, als wäre ich einer der jungen unbeschäftigten Helden aus meinen frühen Romanen, einer dieser mörderischen Moralisten ohne Zeit fürs Leben und ohne Geduld mit seinesgleichen. Ich führte die Mädchen wieder zu ihren erfrorenen Tischen und setzte mich vor mein Heft und schrieb, versunken, oder enthoben, als säße ich auf einem Leuchtturm im Meer oder an einer der tausend Quellen der großen Oasen inmitten der Sahara, und hörte die Rufe der Muezzin, das *Allah il Allah*. Die Kamele lagerten neben mir, wiederkäuend, und ich roch den Duft der Dattelpalmen und des schwarzgebrannten Kaffees. Nur die Jazzkapelle heulte mit Saxofon und dem Vorsänger: *Allah il Allah*. Und ich schrieb und sah tausend und eine Fata Morgana, das Meer mit Möwen, Wolkenkratzerkolonnen und Herden weißer Elefanten zwischen indischen Tempeln.

Bald wird es ein halbes Jahrhundert sein, daß ich in meinen Cafés sitze und schreibe. Ich sah die Fiebergespenster und die fröhlichen Helden eines halben Jahrhunderts. Ich schrieb das Jahrhundert auf, ich schrieb es ab. Ich notierte alles und prophezeite die Zeit, das Beste und Schlimmste, die Himmel und haufenweise die Höllen.

Im Jahre 1914 sah ich auf der Straße vor einem Café in Nürnberg ein ganzes Regiment in den Krieg reiten, mit Kanonen und Fahnen. Mein Vater saß neben mir, viel jünger als ich heute bin, und seufzte und preßte seine Hände vor Verzweiflung und sagte: Mein armer Sohn! Da reiten sie meine ganze Epoche und deine schöne Zukunft in den Staub.

Was willst du nun mit deinem Leben anfangen? Und wofür habe ich dich gezeugt?

Papa, sagte ich gekränkt, ich lebe doch gerne!

Bald waren die Reiter gefallen, die Pferde krepirt, mein armer Vater in einem Feldspital in Lublin gestorben, die Fahnen verwesten im Morast, die Kanonen und die Ideale waren geborsten, die jungen Witwen saßen mit entblößten Brüsten, zu kurzen Röcken und koketten schwarzen Schleiern in allen Cafés und warteten auf die Liebe der Kriegskrüppel, Gymnasiasten, Schieber und fremden Soldaten, ihr Lächeln war von Tränen wie frisch versalzen. Ich saß im Café und schrieb.

Im Winter 1918 auf 1919 schossen die unzufriedenen heimgekehrten Soldaten auf ihre Leidensgefährten, im Namen der Revolution und der Konterrevolution, alle wollten Frieden und Brot, die Armen schossen auf die Armen, Kugeln sirrten am Kaffeehaus vorüber, Stühle und Tische wurden Wurfaffen, die Kellner kassierten in fliegender Eile doppelt, die Freudenmädchen nahmen je nach dem letzten Freier Partei, die Straßenkinder spielten Guillotine und Peloton. Ich saß im Café und schrieb.

In Berlin saß ich im März 1933 mit Freunden am Kurfürstendamm, vor dem *Café Wien*, vor dem *Café Dobrin* oder vor *Mampes Likörstube*, und Hitlers braune Buben mit einem Hakenkreuz im Herzen jagten blutende Juden und Arbeiter über den Kurfürstendamm. Da hörte ich zu schreiben auf und verließ das Café, schüttelte den Staub der Stadt Berlin von meinen Füßen und ging außer Landes und setzte mich in die fremden Kaffeehäuser im Exil und schrieb.

Im Exil wird das Café zu Haus und Heimat, Kirche und Parlament, Wüste und Walstatt, zur Wiege der Illusionen und zum Friedhof. Das Exil macht einsam und tötet. Freilich belebt es auch und erneuert. Im Exil wird das Café zum einzigen kontinuierlichen Ort. Ich saß in einem Dutzend Exilländern im Café, und es war wie immer dasselbe Café, am Meer, zwischen Bergen, in London, in Paris, an den Grachten von Amsterdam, zwischen den Klöstern von Brügge. Ich saß im Kaffeehaus des Exils und schrieb.

Ich träume so heiter im Café. Alle Albträume der Menschheit gehen an mir vorüber. Hier und da bleibt ein hübsches Mädchen stehen. Hier und da setzt sich ein geistreicher Mann zu mir. Hier und da grüßt mich ein Engel oder ein Genius. Die böse Zeit legt sich schlafen für ein oder zwei Stunden, und das Jahrhundert scheint hell und heiter. Die Kellner gehn auf müden Füßen, aber ihre Hände lächeln in der Vorahnung üppiger Trinkgelder. Immer sitzt links von mir ein Gast, der gerade mit mir schwatzen will. Immer sitzt rechts von mir ein Gast, der wie eine Geschichte von mir aussieht. In der Ecke girrt oder gähnt, kichert oder zankt ein Liebespaar. Immer sitzt eine einzelne Dame da, als hätte nicht ein einzelner Mann sie versetzt, sondern das ganze männliche Geschlecht. Immer sitzt im Café eine Muse, unsichtbar oder transfiguriert hinter der Kasse. Immer tönt mir die Flöte Pans vernehmlich durch den eigentümlichen Lärm der Kaffeehäuser und durch ihre eigentümliche Stille.

Keine Stadt ist mir fremd, ich brauche mich nur in ein Café zu setzen, schon fühle ich mich zu Hause. Der Müßiggang verbindet die Menschen. Ich ziehe es vor, angesichts müßiger Menschen zu arbeiten, statt angesichts arbeitender Menschen müßig zu sein. Ich beobachte mit Vergnügen, wie sie vergnügt sind. Verliebt gewahre ich die Verliebten. Lachend nehme ich an ihrem Gelächter teil. Ich beobachte, wie sie miteinander flirten und glücklich sind, und wie sie einander lieben, und wie sie zusammen unglücklich sind, einander hassen, und wie sie allein sind und mit sich selber reden, mit sich kämpfen, sich einsam fühlen, wie sie ungeduldig warten, geduldig verzweifeln, eilig kommen und gehn, nachdenken, mit sich und andern schwatzen, tausend Tode sterben und jeder ein einziges Leben leben.

Ich schreibe diese Zeilen auf der Piazza del Popolo in Rom, es ist sechs Uhr nachmittags, Ende September. Ich sitze vor dem *Café Rosati*. Der Himmel über mir zeigt ein vermischtes Blau und Rot; nur die Wolken, die wie Wellen ziehen, sind rot durchhaucht, im sanftesten Abschein ungeheurer Flammen. Zur Rechten stehen die beiden barocken

Zwillingskirchen, begonnen von Rainaldi und vollendet von Bernini und Fontana. Links ist die Porta del Popolo, die Innenseite von Bernini, zu Ehren des Einzugs der Königin von Schweden, Christina, gebaut, mit einem Stern und einer Girlande. Daneben steht die tausendjährige Kirche Santa Maria del Popolo, mit einer frühen Renaissancesfassade. Sie wurde auf römischen Kaisergräbern errichtet, um den Geist des Kaisers Nero darunter zu bannen.

In der Mitte des Platzes, umgeben von hundert parkenden Autos wie von einer stählernen Schafherde, steht der altägyptische Obelisk Flaminio, aus dem dreizehnten Jahrhundert vor Christus, die Pharaonen Merentab und Rhamse II. haben ihn in Heliopolis errichtet, Kaiser Augustus hat ihn nach Rom gebracht, für den Circus Maximus, Papst Sixtus V. hat ihn auf der Piazza aufgestellt, und Leo XII. umgab ihn mit Fontänen und wasserspritzenden Löwen. Mir gegenüber sind Brunnen, Statuen, die Treppen zum Pincio und die Terrasse, die Valadier gebaut hat, mit Zypressen, Palmen und Pinien und einem Neptun und Tritonen wie aus dem Hofstaat von Louis XVI. Daneben ist das Literaturcafé *Canova*, an der Bar plaudern die jungen Schauspielerinnen, Regisseure und Dichter der Radiotelevisione Italiana. Im Kloster an der Ecke hat Martin Luther gewohnt. Von der Via Flaminia ritt Goethe durch die Porta del Popolo, von meinem Tisch sehe ich das Haus am Corso, wo er seine römischen Jahre verlebt hat.

Ist mein Café kein hübsches Schreibzimmer eines Poeten?

Eben geht Alberto Moravia vorbei, er wohnt um die Ecke in der Gänsegasse, er summt und blickt allen Frauen nach. Ein Kutscher hält auf seinem Kutschbock vor meinem Tisch. Eine junge schöne Mutter steigt mit ihren zwei halbwüchsigen Söhnen aus, sie gleicht einem schüchternen Mädchen mit zwei störrischen Liebhabern, es sieht aus, als würde sie in aller Stille und Wonne gleich in zwei Teile gerissen werden. Das Pferd, braun und vernünftig, wiehert leise und blickt in die Richtung des Tibers, als sähe es den nahen Fluß. Zwei Französinen plappern am Nebentisch über Gott und de Gaulle, mit Stimmen

wie aus Porzellan. Schwarzlockige, olivenbraune Jünglinge, allzu hell gekleidet, gehen mit wiegenden Hüften vorüber. Ein Chinese trägt eine Aktentasche, eine Zigeunerin ein geliehenes blondes Kind im Arm. Der Autobus »C« fährt in beiden Richtungen vorüber, in der einen Richtung bin ich mit ihm in fünf Minuten am Pantheon, in der andern in Parioli, vor meiner Wohnung. Ich habe schon bezahlt. Ich kann jeden Augenblick aufstehn und gehn. Die Glocken der drei Kirchen am Platz beginnen zu läuten. Die Autos fahren vorüber. Zwei Kinder spielen im Getümmel. Eine Bäuerin trägt ihren Packen auf dem Kopf. Der Kellner sieht mir grübelnd zu. Ein junger und ein alter Mönch bleiben stehn, um besser zu debattieren. Schon funkeln die Sterne am Himmel. Ich sitze und schreibe.

# Paris

Es ist die Dämmerstunde im November. Es hat geregnet. Es ist ungewöhnlich mild. Die offenen Kohlenbecken geben die Illusion der Wärme.

Ich sitze seit einer Stunde an einem kleinen Tisch vor dem *Café des deux Magots*, am linken Ufer der Seine. Die Türen der Dorfkirche gegenüber, St. Germain des Prés, sind offen. Alte Frauen und junge Priester gehen hinein.

Die Autos rollen unaufhörlich vorüber. Ein Algerier bietet Erdnüsse an. Er ruft: *Cacabuètes! Cacabuètes!* Die Laternen schimmern in einem nicht geheuern milchigen Nebel. Gäste kommen und gehn. Kellner rufen: *Attention, s'il vous plaît!* Zwei Amerikanerinnen sprechen von Liebe, zwei Italiener von der Olympiade in Rom.

Der Cafetier, der mir seit bald dreißig Jahren versichert, ich hätte mich gar nicht verändert, indes er von Jahr zu Jahr älter aussieht, schüttelt mir schon zum zweiten Male die Hand.

Ich versuche zu schreiben, muß aber von Zeit zu Zeit offen oder verstohlen auf die Leute am Nebentisch blicken oder ihnen zuhören. Ihr Aussehn, ihre Stimmen, ihr Lächeln kommen mir vor, als hätte ich von ihnen geträumt. Auch sie scheinen mich zu beobachten, gar mich zu kennen. Es sind zwei Damen und zwei Herren. Abwechselnd lächelt mir die eine oder die andre Dame zu, freundlich und auch ein wenig spöttisch. Ich schwöre schon zum zweiten Male, daß ich sie in Wirklichkeit noch nie gesehen habe. Obendrein sehn sie wie verstellt und verkleidet aus, wie Schauspieler in den Rollen alter Freunde von mir.

Sie sprechen französisch, als hätten sie zu viel Voltaire gelesen. Die Damen zeigen den Chic und das witzige Mienenspiel der Pariserinnen. Die Herren sprechen zwei Grenzdialekte, der eine kommt wohl von der italienischen, der andere von der deutschen Grenze her.

Der Herr mit dem germanischen Anklang ist elegant trotz seiner schlottrigen Figur, seine Miene ist ein wenig arrogant und eitel. Er trägt weißseidene Strümpfe und eine weiße seidene Krawatte, goldene Berlocken und Ringe. Seine Wangen und Hände glänzen wie von Pomade. Seine Nägel schimmern, als putzte er sie täglich zwei Stunden lang. Seine großen Augen blicken fein, als wäre er ein Intrigant.

Der Herr mit dem italienischen Akzent sieht wie ein Abenteurer aus besten Kreisen aus, mit seinen funkelnden Augen und der großen gescheiterten Nase, mit den paar Pockennarben im Gesicht und mit der geschmeidigen Figur eines Fechters; dabei hat er das selbstzufriedene Wesen eines blasierten Weiberhelden und wäre, wenn er nicht so häßlich wäre, geradezu ein schöner Mann, wie schon der Prince de Ligne von Casanova gesagt hat.

Alle vier haben ein Air, als kämen sie aus einem der Salons des achtzehnten Jahrhunderts. Man sieht solche verschollenen Museumstücke in gewissen Cafés von Prag, Palermo und Paris, als wären diese Cafés literarische Museen.

Meine Nachbarn sind so frech und frei in Blick und Wort wie jene aufrührerischen Literaten des achtzehnten Jahrhunderts, die man »Philosophen« hieß, und dabei so maniert und geziert im Wesen und in ihren Wendungen wie die *petits maîtres*, die Stutzer, als kämen sie vom Hofe von Louis Quinze, oder aus den Salons von Voltaire in Ferney, des Baron Holbach in Paris oder der Damen du Deffand, de Tencin, Geoffrin, d'Épinay und de Lespinasse.

Das geht so nicht weiter. Ich kann nicht neben falschen Bekannten in historischen Kostümen arbeiten, die vielleicht aus dem nächsten Filmatelier kommen.

Ich werde mich nebenan ins *Café Flore* setzen und im Schwarm der außer Rand und Mode gekommenen Existenzialisten, zwischen den Doppelgängern von Sartre und Camus, einen Aufsatz über jene europäischen Schriftsteller schreiben, die erst nach dem Massaker von Budapest, nach dem Aufstand kommunistischer Schriftsteller gegen

eine kommunistische Diktatur anfangen, gegen die totale Tyrannei von Moskau zu protestieren; ihr politisches Gewissen braucht Massaker, es sind sehr schläfrige Gewissen. Moses erkannte den Jehova im Säuseln eines Windes. Diese Literaten fühlen menschlich erst, wenn Völker untergehn; erst bei künstlichen Monden und Katastrophen erwachen sie.

*Garçon, l'addition, s'il vous plaît!* – Zu spät! Der Mensch mit der großen Nase steht auf, er kommt zu mir. Er sagt, wir kennten uns. Ich habe es mir gedacht, daß er das sagen wird. Er sagt, sie seien alle Figuren aus meinen Büchern. Er sei ein Venezianer. Sein Freund sei ein Landsmann von mir, ein Journalist und Diplomat, der Herausgeber der *Literarischen, philosophischen und kritischen Korrespondenz*, Friedrich Melchior von Grimm! Sie kämen aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Ich wüßte es doch? Zwei deutsche Barone spielten eine Rolle im Pariser literarischen Leben des achtzehnten Jahrhunderts, dieser Grimm und sein Freund Holbach.

Paul Heinrich Dietrich, Baron von Holbach, aus der Rheinpfalz, hatte den freiesten literarischen Salon in Paris. Dort konnten die »Philosophen« und Enzyklopädisten alles sagen. Sie bildeten eine gelehrte und freie Akademie, ein privates literarisches Kaffeehaus, bei diesem Papst der Atheisten, der die Bibel des Materialismus geschrieben hat, *Das System der Natur*. So wurde ein Pfälzer der verrufenste französische Philosoph, wie der deutsche Baron Grimm der verrufenste Chronist von Paris wurde. Grimm herrschte dreißig Jahre lang im Salon und im Herzen der Madame d'Épinay und im literarischen Leben von Paris. Freilich war er nirgends der Einzige.

Grimm lächelte, erhob sich und verbeugte sich vor mir. Da stand auch ich auf und verbeugte mich vor den Damen und Kavalieren. Wir rückten unsere Tische ein wenig zusammen, setzten uns wieder, und Grimm flüsterte mir zu, wie eine Enthüllung, das seien die Damen Geoffrin und Juliette de Lespinasse, und ihre Salons seien berühmt gewesen, die Geoffrin hieß »die Zarin von Paris«, und der Salon der Lespinasse »das Laboratorium der Enzyklopädisten«.

Ich musterte die Damen neugierig, Grimm musterte mich selbstzufrieden und vor lauter eitler Liebenswürdigkeit beflissen. Er hatte die Manier der Besserwisser und Alleswisser, der Herausgeber exquisiter literarischer Zeitschriften, die dir mit dem gewissen Augurenlächeln entgegenkommen, als könntest nur du ihn verstehen, und dir mit einer gewissen Miene Dinge mitteilen, die nur du berufen seist zu erfahren.

Indes spricht er zu jedem so. Jeder Abonnent, der sein Blatt zugeschickt erhält, liest diese Geheimnisse gedruckt. Das meiste, was er mitteilt, ist nicht wissenswert. Aber er teilt die Atmosphäre des Spirituellen mit, die Ambivalenz von Gesellschaft und Literatur, die gestreiche Mischung aus witziger Welterfahrung und boshafter Menschenkenntnis.

Schon reichte mir Madame Geoffrin die Hand zum Kuß. Ich habe nicht die Gewohnheit, im Café den Damen die Hände zu küssen, doch war die Dame Geoffrin unwiderstehlich, wie man es sein mußte, um die frechsten Literaten und Kavaliers des lockersten Jahrhunderts in einem Salon zu versammeln und zu zähmen.

Sie sehen in der Tat wie eine Zarin aus, sagte ich zu ihr und küßte ihre Hand.

Ich eine Zarin?, rief Madame, mit einer charmanten lustigen Empörung. Ich war immer eine anständige Frau. An der Wiege hat man es mir nicht gesungen, daß Genies und Potentaten in meinen Salon kommen würden. Mein Vater war ein Diener und ich ein Waisenkind. Meine Großmutter, die mich aufzog, erklärte, ein Mädchen brauche nichts zu wissen. Mit vierzehn heiratete ich einen reichen Mann von achtundvierzig Jahren, mit dem ich eine Tochter und sechzehn ruhige Jahre hatte, ohne Toiletten, ohne die gute Gesellschaft.

Eines Tages lud mich unsere Nachbarin, in der Rue St. Honoré, zu einem ihrer Dinners. Sie hieß Madame de Tencin. Bei ihr traf ich einige der klügsten Männer. Ich werde berauscht, wenn ein gescheiter Mann spricht. Da begriff ich sozusagen zum ersten Mal, warum ein Gott uns Sprache verliehen hat. Ich merkte, daß die Sprache nicht ein Behelf,

nicht nur eine akustische Maschinerie ist, sondern in der Tat auch einen göttlichen Atem hat, inspiriert wie große Kunst ist, ein Triumph der menschlichen Vernunft. Ich hörte Montesquieu sprechen. In den Büchern der geistreichen Männer sieht man nur ihren Schatten, hört man nur ihr Echo. Was für ein Genuß ist es, in einem gescheiterten Gesicht die Gedanken kommen zu sehn, das Widerspiel ausgesprochener und unausgesprochener Gedanken, den Kampf von Witz und Höflichkeit, Güte und Bosheit, den Austausch von Hören und Sprechen, das Lächeln bei einem schneidenden Wort zu sehn, das alle Schärfe abbittet, die Handbewegung, die unterstreicht, kommentiert oder ableugnet, die ganze Erscheinung, die alles und nichts erklärt, die Musik der Stimme, die direkte sinnliche Gegenwart einer großartigen geistigen Erscheinung. Ich bete Bücher an, aber welch ein zweifelhafter Ersatz für einen wahren Menschen ist ein Buch. Ach, ich bete Menschen an!

Ich sprach mit Marivaux. Mir war, als hörte ich in zehn oder zwanzig Minuten zehn Komödien und die Essenz von zehn Romanen. Wenn der Abbé Charles Irénée de Saint-Pierre, Rousseaus Freund, sprach, vernahm ich neben seinem begeisterten Vortrag über den »Ewigen Frieden« oder den Völkerbund den Hymnus einer vom Krieg erlösten Menschheit.

Dort traf ich denkende Künstler und beredte Priester, gutmütige Politiker und aufrührerische Finanziere. Sie amüsierten mich mehr als die Frommen meines Viertels, die zu meinem Mann ins Haus zu kommen pflegten.

Mir war, als lebte ich zum ersten Mal. Ein Vorhang hatte sich geteilt, und die Welt war nicht so grau, die Menschen waren nicht so gewöhnlich, ich selber war nicht so wenig, wie ich bisher gedacht hatte.

Schüchtern lud ich den einen und andern großen Mann in mein Haus zum Essen ein, und der und jener kam, schließlich kamen sie jeden Mittwoch um ein Uhr. Sie aßen bei mir. Am Nachmittag machten sie Konversation. Ich war selig. In meiner Jugend hatte ich ein Stück der Welt nach dem andern zum ersten Mal mit Augen gesehen. Ich

lebte zwischen lauter Wundern, lauter Rätseln, lauter Geheimnissen. Kaum war ich erwachsen, da waren die Wunder verstaubt, die Rätsel hatten sich banal aufgelöst, die Geheimnisse hatte ich mit jedem geteilt. So schien es mir, und ich verriet meine eigene Jugend. Nun kam alles wieder in meinen Salon, die neuen alten Wunder, die Rätsel wurden auf neue Weise gelöst, die Geheimnisse auf andre Art mitgeteilt, und ich lebte zum ersten Mal in einer neuen und ganzen Welt. Ich verstand die Welt und die menschliche Gesellschaft, mit den Ideen meiner neuen Freunde. Ich begriff unsere Gesetze, Finanzen, unsere Regierung, unseren Charakter, Musik und Malerei und Literatur. Ich begriff mich selber und die andern. Ich glaubte sogar Gott zu begreifen. Ich war selig. Ich war endlich die Madame Geoffrin.

Mein Gatte machte mir schreckliche Szenen. Er liebte weder den Geist und seinen Lärm noch die Kosten der Bewirtung. Aber meine Tochter sagte mit halbem Recht (das meiste, was wir übereinander sagen, ist halbwahr), ich hätte die Seele eines Eroberers und die Manieren eines Alexander von Makedonien. Mein guter Mann gab nach. Er starb fast gleichzeitig mit Madame de Tencin. Mit fünfzig Jahren war ich eine reiche Witwe und hatte den berühmtesten Salon Europas. Die alten Gäste der Tencin kamen zu mir, es kamen meine neuen Gäste, Kaiserinnen, Könige, Voltaire und Rousseau.

Madame Geoffrin lächelte triumphierend. Ich hob schon die Hand, um ihr etwas Hübsches zu sagen, da unterbrach mich der Herr mit dem italienischen Akzent und fragte: Warum kamen eigentlich so viele große Männer zu Ihnen, Madame Geoffrin? Und so viele der Großen dieser Welt? Sogar ich kam mehrmals zu Ihnen. Sie erinnern sich? Ich gehörte nicht zu den Gästen, die man übersah. Mein Bruder Francesco, der Schlachtenmaler, der mit seinen Bildern eine Million verdient hat, nahm mich zu Ihren Dinern am Montag mit, da kamen Architekten, Archäologen, Bildhauer und Ihre Maler, Boucher, der die graziöse Begierde der Liebe, Vernet, der Seehäfen und Wasser gemalt hat, Bouchardon, der das Wasser aus Pariser Brunnen springen ließ, und

Quentin de La Tour, der Pastellmaler. Sie haben entdeckt, Madame, daß auch ein bildender Künstler etwas zu sagen hat und sagen kann. Sie teilten nicht die sozialen Vorurteile des Jahrhunderts. Sie kamen aus dem Volk wie ich. Meine Eltern waren Komödianten.

Aber die Marquise de Rambouillet, erwiderte Madame Geoffrin, die auf ihrem Schloß den ersten literarischen Salon gehalten, kam nicht aus dem Volk. Cathérine de Vivonne, eine halbe Italienerin, hatte als junges Mädchen in Rom die Reize einer gebildeten Gesellschaft empfunden, sie heiratete den Marquis de Rambouillet, und müde der martialischen Säufer, Fechter und Hurer am Hof von Henri IV. und in der Stadt versammelte sie geistreiche Damen und gebildete Herren in ihrem Haus, in Erinnerung an die italienischen Höfe der Renaissance oder an den Hof der Valois, insbesondere an den Hof von Marguerite, der Königin von Navarra.

In ihrem Salon konnten Madame de Rambouillet und ihre Freundinnen eine würdige Rolle spielen. Sie wollte den jungen Leuten von Adel, die verroht aus den Kriegen heimgekehrt waren, eine freie und feine Lebensart schenken. Sie bewirtete jene bürgerlichen Literaten, die noch die Ideale der Renaissance hegten. Um keinen Preis wollte sie einen pedantischen Literatursalon gründen, das eben gründete sie. Hier pflegten die »Preziösen« die Schäferdichtung, die preziöse Literatur. Sprache und Manieren, Kleidung und Erotik wurden verfeinert und immer feiner. Statt der raschen sexuellen Befriedigung übte man die Galanterie, platonisch betete man die Geliebte an. Zwischen Cavalier und Dame kam es statt zu erotischen Akten zu erotischen Dialogen.

Der Humanist war die führende Figur der Renaissance, die Dame war es im Salon der Marquise de Rambouillet, *la précieuse*, das Orakel der Schicklichkeit. Sie hatte nur gesellschaftliche Interessen. Die Literatur war ein Mittel zum Zweck. In einer destillierten Sprache entwickelte man die gesellschaftlichen Gattungen der Literatur: Maximen und Briefe, Porträts, die kunstvollen Dialoge und Salonverse. Man strebte

nach Distinktion in Manieren und Kleidung. Man benahm sich nach dem Code des *honnête homme* und der *grande dame*.

Die berühmten Literaten der Zeit, Sterne im Salon der Rambouillet, wurden Puristen. *Enfin Malherbe vint*, schrieb Boileau. Endlich kam Malherbe. Dieser ein wenig heuchlerische Präzise suchte in seinen *Kommentaren zu Desportes* die zeitgenössische Sprache zu reformieren, er wollte die schmutzigen und gemeinen Worte (*le mot sale et bas*) verjagen, er verjagte die Laute der Natur. Er forderte Respekt vor der Grammatik und Syntax. Mit seinen Freunden wollte Malherbe die französische Sprache vernünftigen, die Zeitgenossen bilden und *l'usage*, den Brauch, freilich der gebildeten Gesellschaft, zum Gesetz der Sprache erheben.

Bald entstand ein zweiter literarischer Salon im Haus von Valentin Conrart, hier waren Sprache und Literatur Selbstzweck. Auf Richelieus Vorschlag erließ 1635 der König das Edikt, das aus dem Salon des Monsieur Conrart die Académie Française machte, zur Reinigung und Pflege der Sprache.

Schon gut, sagte Casanova. Ich verstehe es sehr wohl. Wenn Literaten regelmäßig zusammenkommen, bewegen sie den Geist der Zeit und ändern die Moden der Literatur. Aber warum gingen diese Literaten nicht lieber ins Café? Wozu geht man in literarische Salons?

In unserm lustigen achtzehnten Jahrhundert war die Dame des Salons meist übers galante Alter hinaus. Sie lud ein halbes oder ein Dutzend Herren zu Tisch, wobei die Dame mehr zuhören als reden sollte. Im Kaffeehaus war man frei von den dummen Konventionen der Gesellschaft. Nur ein Falschspieler hat es im Salon leichter als im Café. Schon ein Verführer findet im Gasthof jüngere Damen. Ein Literat findet im Salon auf eine gute Beziehung zwei böse Feinde.

Ich selber wurde Ihr Opfer, Madame Geoffrin, und bezahlte meine paar Besuche in Ihrem Salon viel zu teuer. Bevor Stanislaus Poniatowski im Bett der Kaiserin Katharina II. zum letzten König von Polen avanciert war, haben Sie, Madame Geoffrin, ihn vor dem Pariser Schuldfängnis gerettet, um später in Warschau mich vor ihm zu verleumden,

Das Kaffeehaus – legendärer Treffpunkt  
des literarischen Austauschs, Umschlagplatz  
revolutionärer Ideen, Bühne des Lebens.

Für Hermann Kesten und viele andere Schriftstellerinnen und Schriftsteller im Exil wurde es zum »Wartesaal der Poesie«. In diesem außergewöhnlichen Buch unternimmt Kesten eine Tour d'Horizon durch die Welt der Cafés und die Literaturgeschichte der Moderne. Er erzählt von eigenen Erfahrungen und Begegnungen, von Büchern, Persönlichkeiten und Leidenschaften – und immer lauscht er den Geschichten humorvoll Klatsch und kleine und große Dramen ab. Eines von Kestens schönsten Werken, voll von unvergesslichen Szenen.

ars vivendi 

